...ler-Str. 72

...s Album

...schuh

...Franke

...Zeit!

...egina

...INA
...NZWACHS

...Kreisblatt.

...en klinik
...Puppen-Reparatur
...werden schnell, gut
...ausgeführt.
...Muß
...mit rechtem Haar.
...ker-Straße.

Die Bäume lichteten sich, graues Moos bedeckte den Waldboden, hier und dort waren Holzstapel aufgeschichtet. Der Ast einer hohen Tanne wippte leicht.

Fröhlich reitet er heim, dachte Meinard noch einmal.

„Nur noch fünf Minuten", sagte Jefim dicht hinter ihm.

Meinard blickte sich um.

Jefim stand da. Die Axt drohte in der erhobenen Hand.

„Dein Glück, Herr!" sagte er leise und ließ den Arm sinken.

Das Adelita-Lied

Erzählung von Berti-Eva Minden

Fern donnerte die Brandung des Ozeans.

Sie ritten den Maisfeldern zu.

„Gebt dem Hengst frei, Señor", sagte der Indio, „Tontelaia wartet."

Der Deutsche hob das Gesicht vom Hals des Pferdes und sah den schlanken Burschen auf der gelben Stute verständnislos an.

„Tontelaia wartet —"

Jorn hob sich im Sattel auf. Wie Blei waren die Glieder. Verflixt, dachte er, das Fieber sitzt mir wieder in den Knochen.

„Wir hätten wohl nicht zum Ozean reiten sollen, Rodrigo?"

„Nein, — denn Ihr habt zu lange im Meer gelegen —"

„Wie lange reiten wir jetzt?"

„Ihr habt zwölf Zigaretten geraucht, Señor."

Sie schwiegen wieder und ritten der Nacht zu, die im Osten blau am Himmel aufzog.

Rodrigro griff in die Tasche nach einem letzten Streifen gedörrten Fleisches, kaute und zerrte an den ledernen Fasern. Riesengroß begannen die Sterne am Firmament aufzusteigen. Aus der Ferne kam Hundegekläff.

„Das sind die Bestien von Yukara. In drei Reitstunden ist Caratariba erreicht, Señor."

Maisfelder schoben sich den Weg hinan. Die Stauden standen mannshoch. Die Blätter fächelten leise im Wind. Der Deutsche verhielt plötzlich und sprang herab. Er brach sich einen Maiskolben. Der war gelb, reif und roch süß. Er kam zurück und setzte wieder auf.

„Es war ein deutsches Schiff", sagte er.— „Welches, Señor?"

„Das im Ozean fuhr. Sahst du nicht? Es kam von Vera Cruz. Es hatte ‚Heimroute'."

„Was ist ‚Heimrute', Señor?"

„Nach Haus, Rodrigro, — nach Haus."

Vielleicht habe ich doch zu lange im Meer gelegen, dachte Jorn und zog die goldenen Maishaare durch die Finger. Rodrigro aber dachte: Was spricht der junge Deutsche von Ozean, Schiffen und Heimrouten, wenn Tontelaia, die Schönste am Girijalva, Maisfladen für ihn bäckt.

Zur Seite zog sich der Girijalva. Yukaras Häuser lagen im Rücken. Rodrigro deutete zu den dunklen Wäldern jenseits des Flußlaufes hinüber: „Der Jaguar streift wieder, sagt man in Yukara, Señor!"

Jorn, der Jaguarjäger, nickte nur halb, warf aber dann säh den Maiskolben in die Flut und sagte quer über den Plan. Eingezäunt lag einsam ein Hof. Der Deutsche riß den Hengst vom Zweigweg zurück. Er ritt am Ort vorbei, wo Tontelaia dem blonden Fremden Mais zwischen den Steinen zermahlen hatte.

Rodrigro aber sah Tontelaias Bruder im Dunkel eines breitästigen Baumes stehen, sah den breitkrempigen Sombrero und das Glimmen seiner Zigarette. Auch Tontelaia konnte nicht fern sein.

Die Indios von Caratariba saßen an den Feuern und sangen. Rodrigro weckte einen jungen Indio aus dem Knäuel der schlafenden Cobrajungen und schrie ihm einige Worte zu. Der stand auf und torkelte zu den Pferden. Die Frauen und Mädchen verschwanden scheu in den Häusern.

„Keinen Whisky — einen Agavenschnaps!" rief Jorn Rodrigro nach und und stieg die Stufen hinauf. Er warf sich auf die Eisenbettstelle und starrte gegen die weißgekalkte Decke. Draußen wanderte ein heller Mond. Die Nacht war kühl. Im Erdgeschoß spielten die Kameraden Karten. Er hörte ihre rauhen Flüche.

„Ihr sollt herabkommen", sagte Rodrigro, der den Schnaps brachte, „Ihr sollt vom Meer erzählen!"

Jorn zuckte mit den Achseln und stürzte den Agavenschnaps hinunter. Er brannte höllisch in der Kehle. Er erhob sich dann vollends und trat zum Fenster.

Die Leute um den hellflackernden Holzfeuern huben eine neue Weise an.

„Es ist eine seltsame Nacht —" sagte Rodrigro, „die Indios werden bis zum Morgengrauen singen."

„Dieses singende Land ist schön, Rodrigro. Aber warum sind eure Liebeslieder so dunkel und schwer — wie das Haar eurer Frauen —?"

Rodrigro sah in das Gesicht des Deutschen. Das helle Mondlicht machte es erschreckend krank und fiebergelb. Die Augen lagen tief.

„Ich werde Chinin holen."

„Bleib!" fuhr Jorn ihn an und dann begann er, sich weit aus dem Fenster hinauslehnend, das Lied mitzusummen, das Adelita-Lied, das die Indios im Schein des nächtlichen Feuers sangen. Aber er wußte nicht, warum er dann plötzlich die Leute dort unten wild anbrüllte und Ruhe heischte, er wußte auch nicht, warum er in dem mondhellen Raum, in dem Rodrigro in eine Ecke zurückgewichen war, auf- und abschritt und das Liebeslied der Indios, das Andelita-Lied laut zu Ende sang. Er fühlte nur wie kalter Schweiß aus seinem Körper brach und die Glieder zu schlottern begannen. Er setzte sich auf die Bettkante und sprach nach einer langen Zeit merkwürdig ruhig einen Vers des Liedes vor sich hin: „Und wenn Adelita mit einem anderen ginge, ich würde ihre Spur verfolgen zu Wasser und zu Lande...", lachte bitter auf und schwieg. —

Es war still unten geworden. Nur eine Frau rieb in einem Haus noch Mais zwischen den Steinen für die Morgentortillas. Auch die Deutschen hatten das Kartenspiel gelassen. Einer kam die Treppe herauf und steckte den Kopf durch Jorns Tür.

„Na, Junge", fragte er, „wie steht's?"

Keine Antwort. Da winkte er Rodrigro bedeutsam zu sich heran und steckte ihm für alle Fälle eine Chininspritze zu.

Ab und zu fielen reife Kokosnüsse dumpf zur Erde.

Jorn stand einmal auf, suchte in allen Taschen nach dem Maiskolben, fand ihn nicht und setzte sich wieder auf das Bett zurück.

„Señor, Ihr solltet schlafen gehen, der Ritt war lang..."

Jorn hob das vergrabene Gesicht aus den Händen.

Ich weiß von einer Adelita, Rodrigro, wollte er sagen, von einer Adelita mit hellen Haaren. Ich bin ihr nicht gefolgt — ich bin in ein Land gegangen, in dem goldgelbe Maiskolben wachsen, in ein Land, in dem mich das Fieber holen wird...

Aber er nahm die Büchse von der Wand, legte sie auf die Knie und begann sie zu putzen.

Durch die Stille draußen fiel ein Schuß.

Rodrigro sah den Deutschen an, ging schweigend nach unten und dem Schußhall nach.

Als Rodrigro zurückkam, stand Jorn langaufgereckt vorm Fenster.

„Euer Hengst liegt verendet... Tontelaia ritt, auf Yukara zu, davon."

„Geh, guter Freund, — es war das Fieber nicht. Zum Meer aber reiten wir nicht wieder — doch morgen zur Jaguarjagd in den Wäldern am Girijalva!"

Rodrigro ging.

Das Feuer unten war niedergebrannt. Die Asche glomm.

Jorn sah in die mexikanische Morgendämmerung hinaus und dachte: Sie sind stolz, die glutäugigen Frauen in diesem Land, stolzer aber sind jene anderen, deren Haar wie Bernstein glänzt; sie sterben eher, als daß sie von ihrer Liebe sagen...

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 96 | 10. Dezember 1938 | 12. Jahrgang



Copyright 1938 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

4. Fortsetzung

„Also, Frau Insthausen, ich kann keine Namen behalten, ist ja auch egal, heutzutage! Ich hab' mich nun man in diese Wohnung verliebt. Es riecht hier nach Blumen, statt nach Schellfisch, die Fenster sind blank und die Möbel haben Stil, die blauen Hyazinthen im Fenster haben mir's angetan. Und echte Spitzengardinen, sowas hab' ich gern, denn wie es daußen aussieht, so ist's auch drinnen... Ich nehme also das rote Zimmer mit den schauerlichen Bildern."

„Aber, das ist ein Durchgang, da läuft Herr Tschi morgens und abends durch!" rief Editha. „Und es ist kein Bett darin, nur eine Couch."

„Der Chinese geniert mich nicht, und die Couch hab' ich ausprobiert, sie ist breit und anständig. Mir ist es gleich, wo ich am Tage sitze, ich muß nur abends von fünf bis sieben Uhr das Haus da drüben bewachen, dazu setze ich mich in das Zimmer von diesem Kortenschnauz, der nie da ist. Von fünf bis sieben Uhr muß ich auf meinen Schwiegersohn aufpassen. Das ist seine Schäferstunde", fuhr die Kockerell mit ihrem Grübchenkinn und dem rosenroten Puppengesicht, heiter lächelnd, fort. „Die will ich ihm versalzen. Ich freu' mich schon darauf. Wenn Sie mich haben", fuhr Frau Kockerell fort, „können Sie ruhig schlafen. Und können auch mal ausgehen, ich bewache das Haus. Ich lasse keinen herein, der mir nicht das Losungswort durch das Guckloch sagt."

„Was für ein Wort?" fragte Editha.

„Na, sehr einfach, wir machen mit den Mietern ein bestimmtes Wort aus, zum Beispiel Masurenschlacht oder Erbsensuppe, und ehe sie das abends nicht hersagen, macht man ihnen nicht auf..."

„Das wird sehr kompliziert sein", warf Editha ein. „Besonders für den Chinesen."

„Dem schreibt man's auf — und die anderen werden doch solche Ochsen nicht sein, daß sie eine Parole nicht behalten können. Also es bleibt dabei. Ich ziehe hier ein."

Und nun war den Vorbereitungen zu Frau Kockerells Einzug kein Einhalt mehr zu tun, und sie nahm von dem roten Zimmer Besitz. Als Herr Tschi heimkehrte, fand er die Tür abgeschlossen.

„Hallo!" sagte eine tiefe Stimme. „Ich ziehe mich gerade aus."

Er wartete bescheiden hinter der Tür, bis der Riegel fiel. Eine mächtige Erscheinung stand vor ihm, in einem pompösen schwarzen Samtschlafrock, der mit großen gelben Sonnenblumen bestickt war.

„Sind Sie Herr Tschi?" fragte sie ihn.

Er lachte erschrocken.

Sie drückte ihm die Hand. „Ich bin hier eingezogen. Wir sind Nachbarn. Ich hoffe, daß wir uns vertragen."

Ihr Gepäck kam in vier großen Pappkartons an. Sie hing ihre Kleider in die Ecke, legte ihre Wäsche in das Büfett, stellte die Schuhe unter die Couch und entfaltete ihre Handarbeit. Sie strickte einen Jumper für ihren Schwiegersohn.

„Nicht für den Berliner. Ich hab' ja dreie. Und von dem besten hat sich meine Tochter getrennt. Immer machen sie solche Sachen, die Mädels... Sie hat wieder geheiratet, folglich hab' ich drei Schwiegersöhne, und weil dieser Getrennte ein einsames Weihnachten hat, stricke ich ihm zum Fest etwas Warmes. Wer hat sich denn diese gräßlichen Bilder angeschafft?!" fragte sie Editha. „Eine Nymphe, das geht ja, aber gleich drei auf einmal..."

„Mein Mann hat sie von einem Klienten übernommen, der solche Bilder sammelte", sagte Editha.

„Na, Männer haben ja einen Geschmack!" Die Tür zur Diele ließ sie offen, damit Editha, die in den Zimmern aufräumte, sie verstehen konnte.

„Was hat eigentlich Ihr Schwiegersohn verbrochen, daß Sie ihn von hier aus beobachten wollen?" fragte Editha.

„Das will ich Ihnen erzählen, meine Liebe!" sagte die Kockerell. „Es fing mit einer Schreibtischplatte an, die nicht mehr schön war. Ich kann sowas nicht leiden, diese Männer können ja nichts haben, ohne Zigarrenasche oder

Tintenkleckse drauf zu machen. Ich wollte ihn also zu seinem Geburtstage damit überraschen und ließ während seiner Abwesenheit die Platte abnehmen, und da fanden wir dann die Bescherung in der obersten Schublade, die er immer so listig abschloß."

„Was haben Sie denn gefunden?"

„Einen Kalender, an dem er die Tage seiner Schäferstunden rot angestrichen hatte. Immer Sonnabend zwischen fünf und sechs Uhr, Mittwochs zwischen sechs und sieben Uhr, vorher kann er nämlich nicht, da hat er Dienst. Und immer: ‚Buchenallee einundfünfzig.' Das ist das Haus hier gegenüber. Nun sind Sie im Bilde — nicht wahr?"

„Sie wollen doch hoffentlich keinen Prozeß anfangen?" rief Editha.

„Was ich tue, wird von dem abhängen, was meine Augen sehen", sagte die Kockerell mysteriös.

Viertes Kapitel

Die Zimmer waren nun endlich vermietet, bis auf das kleine nach dem Hof. Die Miete und die Kohlen waren gesichert, rechnete Editha. Gott sei Dank, daß sich jemand für dieses gräßliche, blutrote Zimmer gefunden hatte. Von Herrn Tschi mußte sie leben, sich kleiden, zur Stadt fahren und so weiter. Aber da blieben noch Gas und Licht, die Steuern und so vieles andere. Nicht einmal für eine Zeitung reichte es. Sie las die zerknitterten Exemplare, die der spanische Eroberer hinterließ.

„Dieser Mann ist mir unheimlich", sagte die Kockerell, die ihn haßte, weil er ihr das Zimmer weggenommen hatte. „Mit dem erleben wir noch was. Eine Menschenkennerin wie ich täuscht der nicht. Mein Blick, meine Liebe, trifft immer ins Schwarze."

Herr Tschi war in seinen Ansprüchen bescheiden. Er wollte nicht „Simmer aufgewischen haben. Er zu ville Papier, er das selbst maken. Auch seine Tie machen er selbst in Simmer auf seine Kocker".

In Gottes Namen — dachte Editha. Man hörte ihn wenigstens nicht! Er war still wie eine Maus. Man hörte nur, wenn man dort vorbeikam, Papier rascheln.

Das unvermietete Zimmer nach dem Hof lag Editha schwer auf der Seele. Sie ging vor Angst nicht vor die Tür, außer, wenn sie morgens einholen ging. Die Einkäufe Frau Kockerell zu überlassen, hatte sie aufgegeben. Diese brachte niemals das, was man ihr aufgetragen hatte, und vergaß den Preis für „diese Bagatellen". Und wenn sie allein in der Wohnung war, segelte sie in dem wattierten Sonnenblumenschlafrock in den Zimmern der anderen Mieter herum, in denen sie nichts zu suchen hatte. Ein leidenschaftliches Interesse bezeigte sie für das Zimmer von Fräulein König ...

Sie nahm ihre Kleider aus dem Schranke und versuchte, sie anzuprobieren, setzte ihre Hüte auf, zog ihre Pelze an und betrachtete sich darin vor dem großen Spiegel. „Schauderhaft", sagte sie. „Wie man aussieht in diesen schönen Sachen!"

In Herrn Kortez' Zimmer war leider alles abgeschlossen.

Wegen des Badezimmers gab es ewig Krach. Meist war es von Fräulein König belegt, aber die Kockerell wollte auch mal baden, obwohl sie von heißen Bädern „Wallungen" bekam. Dem Chinesen hatte Editha gesagt, wenn er baden wolle, sollte er es auf die Tafel schreiben, die in der Küche hing.

Herr Tschi lachte und fragte: „Bad costs something?"

Darauf hatte Herr Tschi nie mehr nach einem Bad gefragt.

Aber Frau Kockerell hatte festgestellt, daß er, sobald er einmal allein in der Wohnung war, jedesmal heimlich in die Badewanne stieg, und sie hatte eigenmächtig das Badezimmer abgeschlossen.

Aber an dem Tag mußte Fräulein König auf einen Modentee und wollte sich das Haar waschen. Sie hatte einen großen Lärm geschlagen wegen der verriegelten Badestubentür.

Herr Kortez, vor dem sie erst solche Angst gehabt hatte, war am einfachsten zu befriedigen. Er bestellte sein Abendessen und sein Bad telephonisch. Wenn er kam, sah er immer sehr abgespannt aus und wollte nicht „gefragt" sein. Sie legte ihm nur Zettel hin, und er beantwortete sie mit ebensolchen Zetteln. Sie zerbrach sich den Kopf, um ihm immer ein besonders nettes, warmes Abendessen zu bereiten, von dem er jedesmal entzückt war. „Erbitte Rezept von Fleischbrühe", stand auf dem Zettel. Oder „Woher bezieht man solche Pastetchen?" ... Die „köstliche Fleischbrühe" bereitete sie aus etwas Extrakt mit heißem Wasser und Sellerie. Die Pastetchen holte sie gegenüber bei einem Bäcker und füllte sie mit Pilzen und Fleischresten. Und die kalte „Schwedenplatte" wirkte deshalb so hübsch, weil sie sie mit Tomaten, Gurken, eingemachten Steinpilzen und kalten Salaten verzierte. Alles das war eine kleine Mühe, fand sie und es machte ihr Freude, diesem schwierigen Herrn einen Dankeszettel zu entlocken.

Wenn Editha einmal dazu kam, ihr eigenes Zimmer aufzuräumen, fand sie es sehr vernachlässigt. Ueberall lag Staub, und der Veilchenkranz um das Bild Detlevs war welk geworden.

„Ach ja, du Armer", sagte sie und polierte den silbernen Rahmen blank. Die Bilder ihrer Eltern über den schönen Barockkommoden sahen zu. Sie setzte sich auf den Teppich vor dem Gaskamin und betrachtete die Bilder in den Alben. Diese geschnürten Tanten in großen Turnüren die Onkels in den spaßigen Zylindern und den seidenen, wie gewichsten Schnurrbärten, der Großvater mit der Rose im Knopfloch, im eingefaßten Samtrock. Sie mußte laut lachen. Und die jungen Männer sahen auch so sonderbar aus, wie von einem anderen Planeten ... Und die hatte man geliebt und geküßt und in den Armen gehalten, und mit ihnen getanzt. Wie ferne war das, wie mit Nebelschleiern bedeckt ...

Da war ein Bild ihrer Mutter, dieser schönen, bezaubernden, blonden Frau, so jung sah sie aus. Sie saß in einem weißen Kleid auf der Terrasse und las ein Buch. Und Editha saß neben ihr im rosa Mullkleid auf dem Taburett, und Mama streichelte ihr Haar. Niemand tat das jetzt. Das Heute war nüchtern und hart.

Wie eine kleine Prinzessin war sie aufgewachsen, unter Blumen und Bäumen, in diesem alten Schloß, das weitab lag von dieser neuen Welt. Wie schön und sorglos war ihre Jugend! Wie glücklich war ihre Ehe gewesen.

Diese Jahre schienen ihr wie ein Traum, aus dem sie ein Pistolenschuß erweckt hatte. Detlev hatte zwar wenig Zeit für sie gehabt. Er hatte zuviel zu tun, war zu oft unterwegs. Sie war keine von den Frauen, die darüber jammern. Es war ja seine Arbeit und sein Dienst, der ihn fortrief. Er gönnte sich kaum ein Theater, Konzerte kamen gar nicht für einen so beschäftigten Anwalt in Betracht. Diese Vergnügen fingen alle viel zu früh an, seine Arbeit dauerte bis in die Nacht. Waren sie eingeladen, mußte sie vorgehen. Er kam nach, abgehetzt, oft nur auf einen Sprung. Seine einzige Erholung waren ihre Reisen. Und diese großen Auslandsreisen, die sie auf den Dampfern unternommen hatten, kamen ihr heute vor wie Bilder aus einem Märchenbuch.

War sie wirklich diese junge Frau mit den strahlenden Augen, die neben dem schlanken, großen Mann an Bord des Dampfers stand, Rosen im Arm ...? Sie konnte es sich kaum mehr vorstellen.

Im zweiten Jahre hieß es immer, geh' doch mit Ottstein ins Theater, der hat besser Zeit als ich. Es war sein bester Freund, ein Kamerad aus dem Schützengraben, der ihm einmal das Leben gerettet hatte. Es verband sie eine lange Freundschaft. Ottsteins Gut lag ein paar Stunden mit dem Wagen von Berlin. Und er war immer bereit, Editha zu begleiten. Er kam oft, um mit ihr Tee zu trinken. Das war ein anderer Gesellschafter als Herr Tschi.

(Fortsetzung folgt)

Fröhlich reitet er aus ...

Erzählung von Sophie v. Dorthesen

Meinard war seit dem frühen Morgen unterwegs.

Er verbrachte seinen Urlaub bei Freunden auf dem Lande und war ausgeritten, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Zur Nachbarschaft gehörten hier, in den Wäldern längs der nördlichen Düna, Dörfer und Güter im Umkreis von fünf bis sechs Wegstunden.

Gleich zu Anfang seines Rittes war er auf eine Elchspur gestoßen, und obwohl er kein Gewehr bei sich trug, hatte er den hochbeinigen Falben kreuz und quer durch den Wald gehetzt. Jetzt war es nahe am Mittag, und Meinard wußte, daß er sich verirrt hatte.

Er blickte auf, um sich nach dem Stande der Sonne zu orientieren, aber der Himmel war lichtgrau und undurchdringlich. Schwüle lastete über dem Walde, in dem die hohen Bäume unbeweglich standen.

Meinard glitt aus dem Sattel. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, nahm die Mütze ab und trocknete sich die Stirn. Sein Gesicht mit den dunklen Augen und dem großen schmalen Mund war gleichmäßig braungebrannt, bis zum hellen Schrägstreifen an der Stirn. Das dichte zurückgestrichene Haar war grau, fast weiß, obwohl er erst Mitte der Vierzig war.

Er wußte, daß der Wald sich meilenweit hinzog; wenn es ihm nicht gelang, wieder auf den Weg hinauszukommen, konnte er stundenlang reiten, ehe er ein Haus, einen Menschen traf. Er stand auf, brach ein paar grüne Zweige von einem Haselstrauch und steckte sie zwischen Sattel und Schabracke, um das Pferd vor den Bremsen zu schützen. Dann saß er auf und ritt im Schritt weiter.

Der Gaul trug Meinard endlich aus einem Wachholderdickicht hinaus. Meinard sah die Bäume sich lichten. Er setzte das Pferd in Trab und spähte, mit vorgestrecktem Kopf. Eine Waldhüterei, dachte er.

Vor ihm öffnete sich eine Wiese, bunt von Blumen. Mitten im hohen Gras stand unbeweglich ein Rehbock und blickte zu ihm hinüber. Meinard hielt den Falben unwillkürlich an. Der Bock wandte sich langsam und setzte dann in langen Sprüngen in den Wald.

Von einem Hause war nichts zu sehen. Meinard rief in die Stille hinein. Niemand antwortete.

Das Gras stand ungemäht. Scheinbar lebten keine Menschen hier in der Nähe, überlegte Meinard. Verwünscht. Der Durst plagte ihn. Der Himmel war grau überzogen; der Falbe konnte sich der Bremsen kaum erwehren ...

Meinard richtete sich auf. Irgendwo, hinter diesem undurchdringlichen Walde, lag, in einem altmodischen Garten voller Jasmin und Heckenrosen, ein graues verwittertes Holzhaus. Vor einem Jahr war er mit seinen Freunden dort gewesen. Heute hatte er den Weg abkürzen wollen. Abkürzen ... Jetzt ritt er seit dem frühen Morgen und wußte nicht, wieviele Stunden er noch brauchen wurde, um aus dem Walde herauszukommen ...

Ein Jahr hatte er gewartet und sich auf das alte graue Haus gefreut. Nicht nur auf das Haus. Er hatte gewartet, und jemand hatte auf ihn gewartet ... Graue Augen und dunkles welliges Haar. Er sah immer nur diese Augen vor sich und das dunkle Haar, wenn er an sie dachte. Er schloß fest die Lippen und zog die Zügel an.

Der Falbe machte einen Satz zur Seite, und Meinard schlug mit der Schulter hart an einen Baumstamm. Das Pferd stand schnaufend und schielte nach einem hellen Baumstumpf.

Meinard drückte ihm die Sporen in die Seiten. „Was soll der Unsinn! Los!" Im selben Augenblick riß er das Pferd zurück. Er hatte etwas gehört ... Er hob sich im Sattel. Nichts. Jetzt wieder ... ein leichtes Klopfen, weit, kaum vernehmlich ... Ein Specht? ... Nein. Eine Zeitlang nichts, dann kam das Klopfen wieder, ein, zwei Mal ...

Holzfäller! Er wandte das Pferd und ritt, immer aufs Klopfen horchend, schräg nach rechts hinüber. Er hörte jetzt deutlich Axthiebe. Dann verstummten sie.

„He, hopp!" Meinard hielt an und wartete. „He, hopp!"

Alles blieb still. Dann antwortete aus dem Dickicht eine Männerstimme.

Wenige Augenblicke später hielt Meinard vor einem Holzstapel. Neben einem zur Hälfte gefällten Baum stand ein Bauer in einem groben Leinenhemd und Bastschuhen, ein untersetzter Mann mit langen Armen, pockennarbigem Gesicht und braunrotem Bart.

„In einer guten Stunde könnt Ihr auf dem Wege sein", erwiderte er auf Meinards Frage mit hoher Stimme.

„Führ' mich hinaus, ich bezahle es!" Meinard griff in die Tasche.

Der Mann blickte sich nach dem Baum um, der sich bereits zur Seite geneigt hatte, schob die Axt in den Gurt und rückte die Mütze zurecht. Dann wies er mit der Hand nach links und stieg über einen am Boden liegenden Baumstamm.

Meinard ritt langsam voraus. „Gibt's hier in der Nähe Wasser?"

Der Mann wandte sich um, lief mit ungeschickten großen Sätzen zum Holzstoß zurück, und kam mit einer Blechflasche wieder.

„Brunnenwasser. Ich hab's von Zuhause mitgenommen."

„Danke." Meinard reichte ihm die leere Flasche hinunter. „Wie heißt du?"

„Jefim." Der Mann warf die Flasche über den Holzstoß hinweg zu einem Bündel Sachen, die neben einem Baumstumpf lagen.

Meinard blickte zum Himmel auf. „Es gibt Gewitter."

„Heute noch nicht."

„Lebst du weit von hier?"

„Weit. Am Fluß."

„Und kommst hierher, um Holz zu schlagen?"

„Je tiefer der Wald, um so besser das Holz ... Mehr links, Herr ..."

Unvermittelt tauchte zwischen den Bäumen ein grasbewachsener Weg auf. Tiefe Wagenspuren zeigten, daß hier noch kürzlich Holz gefahren worden war. Meinard wandte sich um.

Jefim schüttelte den Kopf. „Noch nicht der rechte Weg", sagte er und lächelte seltsam.

„Bist du sicher, daß wir auf den richtigen Weg hinauskommen?"

„Ich kenne den Wald ... Ein schönes Pferd habt Ihr, Herr."

Der grüne Weg bog nach rechts ab und verlor sich zwischen den Bäumen.

„Bist du verheiratet?"

„Witwer ... Mehr links, Herr."

„Wie findest du dich hier zurecht? Ohne dich wäre ich nie herausgekommen."

Meinard wandte sich um. Der Mann ging hinter ihm, lautlos, auf weichen Bastschuhen. Die langen Arme schwangen hin und her. „Es ist schon mancher aus diesem Walde nicht wieder herausgekommen", sagte er und lächelte wieder.

Die Bäume standen jetzt so dicht, daß Meinard den Zweigen beständig ausweichen mußte. Er stieg ab und faßte den Falben am Zügel.

„Es gibt hier wohl viele Wilddiebe?"

„Die gibt es ... Ueberall ..." Meinard schien, als lächele Jefim spöttisch. „Noch eine halbe Stunde, Herr, dann sind wir auf dem Wege ..."

Meinard ging schweigend neben dem Pferde und dachte an das graue Holzhaus. Er würde bis spät in den Abend bleiben müssen, um den Gaul zu schonen. Von der Veranda mit den ausgetretenen Stufen sah man den Fluß hinter den Wiesen, auf denen einzelne Eichen standen. Das jenseitige Ufer, mit dichtem Weidengebüsch bestanden, war einsam und still, wie verwunschen ... Das Eßzimmer lag im grünlichen Dämmerlicht der Linden ... Auf dem Tisch standen altmodische Glasschälchen mit Honig, die Tassen hatten ein helles Apfelblütenmuster ...

„Noch eine Viertelstunde", sagte die hohe Stimme hinter Meinard.

Der kleine Vogel, der ihn zu Anfang seines Rittes begleitet hatte, flatterte wieder rechts über den Bäumen und stieß seine aufgeregten Rufe aus. Meinard blickte zu ihm auf. Wohin führte er ihn, und wie würde es sein, wenn er heute abend heimritt ...

Ihm fiel seine alte Tante ein, die für jedes Paar, das sie interessierte, die Karten gelegt hatte. — „Fröhlich reitet er aus ... fröhlich kommt er vors Haus ... traurig wird ihm aufgetan ... fröhlich tritt er ein ... traurig fragt er an ... fröhlich sagt sie ‚Ja' ..." Fröhlich oder traurig, je nachdem die roten oder die schwarzen Karten fielen. Meinard lächelte, als er an diese unlogische Reihenfolge dachte.